

Mord an der Birchmatt 6

Teil 1

K. Mohtadi

Er ärgerte sich erneut über das aus Kunststoff hergestellte Skelett mit der marmorierten Oberfläche im Schulzimmer der Krankenpflegeschule der psychiatrischen Klinik, in der er tätig war. Parallel zu seiner Tätigkeit unterrichtete er in der Schule ausser den Fächern Psychiatrie und Nervenheilkunde auch Zentrales Nervensystem. Er empfand es als eine totale Beleidigung des Dozenten und der Schüler und ein Zeugnis immer ärmer werdender medizinischer Ausbildung, mit einem Skelett aus Kunststoff irgend-einer chemischen Firma zu lehren und zu lernen. Er selber hatte nämlich andere Zeiten erlebt: Es war für einen finanziell durchschnittlich situierten Studenten gar kein Problem, zu einem angemessenen Preis ein ganzes Skelett für die eigene Stube zu erwerben. Einen wunderschönen Schädel, ein ganzes Bein, die Knochen des Armes, den ersten und zweiten Hals-, den letzten Brust- und einen Lendenwirbel und dazu die erste und zweite Rippe mit zugehörigem Brustbein, ein Schulterblatt und ein männliches Becken hatte er in seiner kinderzimmergrossen Stube im achtzehnten Wiener Bezirk gehabt. Und er war mehr als einmal mit einem Stück Knochen in der Hand eingeschlafen. Nun musste er in einer Schule, in deren Klassen angehende Psychiatrieschwester und -pfleger ausgebildet wurden, mit einem aus Kunststoff hergestellten Skelett lehren. In ein Klassenzimmer der Krankenpflegeschule einer psychiatrischen Klinik gehört nicht nur ein menschliches Skelett, dorthin gehört zumindest dasjenige eines Kriminellen! dachte er. Wie er auf diese Idee gekommen war, wusste er selbst allerdings auch nicht. In einer Zeit, in der so viele ungefasste Bekannte und unbekante Mörder frei herumlaufen, schienen ihm seine Assoziationen logischen Regeln zu folgen. Nachdem er feststellen musste, dass keiner, auch nicht derjenige, der für die Anschaffungen der Schule zuständig war, seinen Gedanken folgen konnte, nahm er sich vor, selber ein echtes Skelett für den Unterricht zu beschaffen.

Eine Woche später las man in den auflagenreichen deutschsprachigen Zeitungen der Schweiz ein Inserat, gerichtet an frei herumlaufende Mörder. Ein Doktorand bat in dem Inserat zwecks seiner Doktorarbeit um Beant-

wortung einiger Fragen, ohne die Täter in Gefahr einer Verhaftung zu bringen ... und erklärte die Beantwortung seiner Fragen als Ehrensache!

Herr Z. nahm seine Zeitung aus dem Fach des Rapportzimmers der psychologischen Beratungsstelle und ging, sie durchblätternd, Richtung seines Büros. Unterwegs blieb er plötzlich stehen, vertieft in die Zeitung – ein Schauer lief ihm über die Schultern, der aber bald von einer angenehmen Wärme am Rücken abgelöst wurde. Daraufhin zeigte er einer Sekretärin, die sich im Korridor aufhielt, eine Anzeige der Zeitung, wozu er lebhaft bemerkte: «Welch interessantes Individuum.» Die Sekretärin las das Inserat mit grossem Interesse und kommentierte ihrerseits: «Es gibt nichts, was es nicht gibt.»

Herr Z., von Beruf Psychologe, interessierte sich eher für die psychotherapeutische Behandlung der Patienten als für die Testpsychologie, aber wenn es um Mord und Totschlag ging, riss er sich um jeden Fall, wobei er neben den psychologischen Testuntersuchungen noch astrologische Überlegungen anstellte. Seitdem er das Inserat jenes Lehrers in der Zeitung gelesen hatte, schien es, als hätte sich bei ihm eine Änderung des Innenlebens vollzogen. Er wurde ruhiger, aber auch ungeduldiger, dann gewissermassen arbeitsscheu; er verschwand zunehmend vorzeitig aus der Beratungsstelle oder blieb öfters unter allen erdenklichen Gründen der Arbeit fern. Das Inserat in der Zeitung beschäftigte ihn so sehr, dass er sich mit nichts anderem mehr befassen mochte; seine Gedankenwelt wurde allmählich gleichsam Geisel einiger gefühlbetonter Zeilen, die wie eine Angel in der Kehle eines Fisches diesen mit jeder Anstrengung zur Befreiung seinem blutigen Untergang näherbrachte. Abends bis spät in die Nacht blätterte er astrologische Bücher durch, und je nach Wetter verbrachte er ganze Nächte auf dem kleinen Dachgarten seines Hauses, den er speziell hatte errichten lassen, um mit seinem Teleskop die Sterne zu beobachten. Er studierte immer neue Horoskope und stellte, je nach Konstellation der Sterne und des Mondes, Mutmassungen über den Gang der Welt und Ereignisse in seiner Umgebung an. Früher hatte er sogar gewagt, aufgrund seiner Beobachtungen am Himmel und

Korrespondenz:
Dr. med. Kazem Mohtadi
Psychiatriezentrum
Luzerner Landschaft
CH-4915 St. Urban

Überlegungen mit dem von seiner Grossmutter geerbten Astrolabium dem einen oder anderen Ratschläge für die Börse zu erteilen. Seit dem Tag der Kenntnisaufnahme des Inserates interpretierte er die Konstellation der Sterne und seine Berechnungen mit dem Astrolabium immer wieder als ein beunruhigendes Omen, beziehungsweise schienen sie ihm auf etwas Ungünstiges hinzuweisen, denn der Skorpion schien sich von Mond und Mars nicht trennen zu wollen.

Es fiel ihm ferner auf, dass der Bursche, der Aspirant, welcher in der Dachwohnung des anstelle der alten abgerissenen Villa gebauten Wohnhauses wohnte, von wo aus er einen guten Überblick über sein Haus hatte, ihm auf der Gasse sonderbar begegnete, wenn er morgens zum Garten hinausfuhr. Er, Herr Z., der fünfzigjährige, schlanke, mittelgrosse Mann aus gutem Hause, lebte seit dem mysteriösen Tod seiner Frau allein in seiner Siebenzimmervilla. Kontakt pflegte er noch ab und zu mit einer siebzehnjährigen Kollegin aus dem Astrologieverein, welche sich vor allem in der Kommentierung des Kaffeesatzes und dem perfekten Handlinienlesen einen Namen gemacht hatte – näheres über sein Privatleben wusste keiner. Frau Z. hatte man eines Tages in der im Wasser gefüllten Badewanne tot aufgefunden. Durch die Obduktion der Leiche konnte man die Todesursache nicht genau feststellen. Für einen Selbstmord hatte bei der geistig und körperlich gesunden Frau kein Motiv vorgelegen, zumal auch der Gerichtsmediziner mit Laboranalysen nichts gefunden hatte, was irgendwie als sichere Todesursache der Frau in Frage hätte kommen können.

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Frau Z. und ihrem Mann waren – soweit dem kleinen Freundeskreis des Ehepaares bekannt – vorwiegend akademischer Natur. Frau Z., als Physikerin an harten Daten orientiert, konnte sich nie einigen mit dem Mann, der mehr oder weniger alle seelischen Störungen auf sozialpolitische Verhältnisse zurückführte und diese wiederum unter dem Aspekt der Sternkonstellation zur Zeit der Befruchtung des Kranken und seiner Geburt interpretierte. Weniger von Bedeutung waren hingegen die Interventionen Herrn Z.s und seine Ratschläge für die jungen Leute, die heiraten wollten; er schrieb dem kurz vor der Heirat stehenden Liebespaar vor, an welchem Tag sie die Ehe schliessen sollten, damit sie glücklich würden.

Die Auseinandersetzungen nahmen vor allem dann ernsthafte Züge an, wenn das kinderlose Ehepaar in die Ferien wollte. Denn Herr Z. vermochte sich ohne Rücksichtnahme auf Positionen der Sterne und Himmelsituation zu nichts

zu entschliessen. Ansonsten bestand zwischen den Eheleuten keine offenkundige Streitfrage, die zu Verstimmungen hätte führen können. Als Herr Z., damals nach anscheinend unerwartetem Tod seiner Frau, von der Polizei über die Familienverhältnisse und den psychischen Gesundheitszustand seiner Frau befragt worden war, wohnte der Jüngling, der Aspirant, nicht in der Dachwohnung des Blockes vis-à-vis seiner Villa. Aber nun hegte er wegen des öfteren Zusammenfallens des Skorpions mit Mars und Mond, der Berechnungen mit dem Astrolabium und noch dazu gehäufte Begegnungen mit dem merkwürdig blickenden jungen Mann den Verdacht, man habe die Dossiers seiner Frau noch nicht ad acta gelegt. Demzufolge entwickelte sich bei ihm zusehends eine allgemeine, von Misstrauen geprägte Unsicherheit, die sich auch im Umgang mit Bezugspersonen zeigte. Das fehlende Motiv für einen eventuellen Selbstmord seiner Frau und die unklare Todesursache beschäftigten den Psychologen nach wie vor, und er brachte diese Gedanken ab und zu mit dem Zeitungsinserat in Verbindung. Dann verspürte er neben einer unheimlichen Bedrohung ein brennendes Interesse, den Inserenten, den angeblichen Doktoranden, «persönlich» kennenzulernen. Nachdem er keine Ruhe vor dem immer wieder in seinen Gedanken auftauchenden Appell an frei umherlaufende Mörder fand, entschloss er sich eines Tages, den Inhaber jenes Postfaches ausfindig zu machen, der eine derartige Krise bei ihm ausgelöst hatte. Dies in der Erwartung festzustellen, ob tatsächlich ein naiver Mediziner oder doch die Polizei hinter dem Inserat stand, um alle unbekannteten Mörder aus der Reserve zu locken. Dies war aber nicht der einzige Grund, sich auf die Suche nach dem Urheber jener Anzeige zu machen. Es ging ihm auch darum, die fortdauernde Einstellung der Planeten und des Skorpions als Problem aus dem Weg zu schaffen und dem Aufforderungscharakter der Sternkonstellation Folge zu leisten. Nicht weniger interessierte er sich für die Psyche jenes Individuums, das auf die Idee gekommen war, sich an ungefasste Mörder zu wenden.

Der Psychiatrielehrer wohnte in einer Zweieinhalbzimmerwohnung im Parterre eines Wohnblockes. Das Badezimmer der Wohnung bekam Licht durch ein auf Schulterhöhe befindliches Klappfenster, welches auf eine Reihe Blumenbeete und den umgebenden Rasen gerichtet war. Dahinter erstreckte sich eine weite Landschaft. Besessen von der Idee, die Schule müsste ein echtes menschliches Skelett erhalten, und zwar dasjenige einer der Psychopathologie

nahestehenden Person, und in der Annahme, kein Mörder würde wohl ohne eine Gefühlsregung seine Anzeige übergehen, und in der Hoffnung, mindestens einer von ihnen würde sich davon angesprochen fühlen und ihn eventuell aufsuchen, bereitete er sich auf eine saubere Skelettpräparation vor: Er informierte sich als erstes bei einem kompetenten Kollegen, wie man Knochen, Weichteile und Eingeweide chemisch reinigt bzw. trennt und konserviert. Dazu besorgte er sich eine elektrische Säge zur Abtragung der Schädelkalotte und feine Drähte, um die Knochen nach Entnahme wieder zusammenzubinden.

In den drei Wochen nach der Aufgabe des Inserats ging der Lehrer dreimal ins Städtchen in der Nähe seines Dorfes, wo er das Postfach eröffnet hatte, und schlenderte zunächst einige Minuten vor dem Postgebäude herum, bis er vor dem Kasten mit den Postfächern stand. Dann schloss er, um aufzufallen, linkisch und mit einer Verzögerung das Postfach auf, in dem er keine Post vorfand. In Wirklichkeit beabsichtigte er, auf diese Weise einem durch die Anzeige angesprochenen Mörder, der sich für ihn interessierte, sozusagen seine Adresse zu vermitteln, wobei er vor der Furcht nicht verschont blieb, selber das Opfer seines Unterfangens zu werden. Deshalb ging er auch nie den gleichen Weg zur Arbeit und kehrte vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause zurück. Während er sich wünschte, eines Tages doch noch der Schule mit gewissem Stolz das Skelett eines mutmasslichen Mörders zu schenken, war er sich nicht im klaren, wie er schliesslich in Besitz eines solchen gelangen könnte. Er blieb gewöhnlich bis Mitternacht auf, las Zeitschriften, Zeitungen und sah dabei fern. Seitdem er die Anzeige aufgegeben hatte, blieb er nun auch nach Mitternacht bis eine Stunde wach, nachdem er das Licht gelöscht hatte. Er lag manchmal mit offenen Augen im Bett oder auf einer Matratze auf dem Teppich und versuchte mit spitzen Ohren jedes Geräusch wahrzunehmen. Nach jedem Krachen stand er aufgeschreckt auf und forschte nach dessen Quelle, obschon er von vornherein ahnte, woher das Geräusch stammte. Meistens knarrte der alte Schrank, oder es handelte sich um den Knalllaut einer erkaltenden Lampe beziehungsweise des zuvor ausgeschalteten Fernsehers, mitunter das Prasseln eines Regenschauers an den Storen der grossen Wohnstubenfenster oder des Badezimmers. An das gelegentlich durch die Leisten der Rolladen fallende Licht des einen oder andern zu später Stunde heimkehrenden Autos hatte er sich gewöhnt. Zuweilen vernahm er einen Lärm im Korridor, der ihn veranlasste, durch den Tür-

spion zu spähen: Fast immer war die junge Tochter der Nachbarin mit ihrem Freund unterwegs. Man hörte sie temperamentvoll die Türe schlagen und mit dem Freund sprechen. Mitunter sah er nichts als Finsternis, obwohl er glaubte, im Korridor Schritte gehört zu haben. Einmal führte ihn um Mitternacht die tiefe Temperatur in den Keller, um dort die Heizung nachzustellen. Da entdeckte er zu seinem Entsetzen einen blassen, mageren, verwahrlost aussehenden, fremden Mann, der auf der Kellertreppe sass und ihn anstarrte. Auf die aus gebühlicher Distanz und in gespannter Haltung gestellte Frage, was er dort zu suchen hätte, antwortete der anscheinend Drogenabhängige, er habe den letzten Bus verpasst, so habe er sich vorgenommen, in diesem Haus zu übernachten. Nach krampfhafter Suche nach einem Satz, der die Begegnung beendete, sagte der Arzt: Es sei ungewöhnlich, dass einer die Nacht auf der Kellertreppe dieses Hauses verbringe, und kehrte unverrichteter Dinge in seine Wohnung zurück. Er machte sich dabei keine Gedanken darüber, dass er eventuell einen der frei umherlaufenden Mörder vor der Tür hatte, dessen Skelett er so gerne für die Schule hätte. Der Mann war ein dahinsiechendes Geschöpf, welchem nur zwei rot fluoreszierende funkelnde Augen fehlten, um eine Figur aus einem Science-fiction-Film darzustellen. Es kam ihm auch nicht in den Sinn, dem Mann irgendwie zu helfen, die Nacht besser als auf der Kellertreppe zu verbringen. Ein andermal, als er nach Mitternacht einen Hitchcock-Film ansah, vernahm er ein Geräusch, das ihm, wohl aufgrund des spannenden Films, verdächtig vorkam. Er schaltete erst das Licht, dann den Fernseher aus und begab sich darauf in Richtung des Badezimmers, dessen Tür er mit einem kräftigen Zug öffnete: Die Storen waren unten und zu, das Fenster war geschlossen, denn es zog keine Luft. Er inspizierte die Finsternis, ohne etwas festzustellen, dabei streifte er, noch unter dem schreckhaften Eindruck des Films stehend, mit dem Oberkörper den Plastikvorhang der Badewanne, durch dessen Zischen sein Herz bis zum Hals zu klopfen begann. Daraufhin fiel das auf der Vorhangstange hängende Badetuch zu Boden, worauf er von Furcht erfasst wurde, obwohl er sofort Licht machte.

Es vergingen mehrere Wochen ohne Zeitschriften und ohne ein sonderbares Ereignis. Mit der Zeit erschienen ihm seine Mutmassungen und Erwartungen als billige Phantasien und Wunschträume, und er wartete vergeblich auf den unbekanntem Mörder. Der Winter war eingebrochen, als sich doch in der Nacht etwas ereignete. Es war in der ersten Morgenstunde, es

regnete in Strömen, die Storen zitterten wie üblich durch den Wind und das Peitschen des Sturmes. Versunken im schwarzledernen Fauteuil, sah er sich einen Western für Spätschläfer an und blätterte eine medizinische Zeitschrift durch. Die Erfahrungen der vergangenen Wochen bei Erforschungen nach Geräuschen und Lärm hatten ihn desensibilisiert, sich durch das Rütteln der Storen und akustisch wahrnehmbaren Reize im Korridor zu rühren. In jener Nacht aber riss ihn plötzlich ein Laut aus der Ruhe, der sicherlich nicht aus dem Fenster kam und den er mit dem Aufschlagen von Glas im Badezimmer in Verbindung brachte, zumal das Sausen des Windes und Rauschen des Regens lauter wurden. Er zog sich zusammen, als wollte er sich dadurch der mutmasslichen Gefahr entziehen. In der Brust spürte er das im Rhythmus gesteigerte pochende Herz. Dann sprang er auf, legte die Zeitschrift auf den Tisch und schaltete durch das Fernbedienungsgerät das Fernsehen aus, danach lief er zur Tür, löschte das Licht und rannte ins Badezimmer. Die Storen waren hinaufgeschoben, eine Gestalt hantierte am Fenster. Sosehr er auf einen solchen und ähnlichen Augenblick gewartet hatte, sowenig hatte er sich darüber Gedanken gemacht, was er in einer solchen Situation zu unternehmen hatte. Er entschloss sich und lief in die Küche, zog eine beliebige Schublade heraus und stöberte nach irgendeinem schweren Werkzeug, ohne daran zu denken, dass ein solches sicherlich den Einbrecher schwer verletzen und möglicherweise den Schädel beschädigen könnte. Zum Glück geriet ihm ein Eisenstab in die Hand, den er sofort als Pouletspiess identifizierte. Damit begab er sich sogleich ins Badezimmer. Die Gestalt war noch da, sie bekundete offensichtlich Mühe, den Hebel des Fensters durch das Loch in der Scheibe zu fassen und nach unten zu drehen, um das Fenster seitlich zu öffnen. Er näherte sich, vorsichtig geduckt, dem Fenster und kauerte neben der Badewanne. Das Fenster ging eine Weile später auf. Er spürte die kühle Luft und die rieselnden Regentropfen auf der Stirn. Wie eine Lanze hielt der Psychiatrielehrer den Pouletspiess in der Hand vor sich hin, während sein Herz vor Aufregung demnächst zu platzen drohte. Dann sah er die Gestalt langsam durch das Fenster hereinklettern. In diesem Augenblick stiess er blindlings den Spiess aufwärts, worauf sich ein jäher Schrei mit dem Plätschern des Regenwassers im Badezimmer vermischte. Der Spiess steckte fest, er liess ihn los und lief zum Lichtschalter. Ein Mann mit schwarzer Plastikcapuze und Regenschutz startete mit aufgerissenen Augen, den Spiess im Kinn, regungslos im Fensterrahmen

liegend, auf den Boden. Das Blut rann ihm aus der Nase und dem Mund und tropfte schwer auf das Linoleum.

Die Leiche könnte das passende Skelett für das Schulzimmer liefern, dachte er nun völlig entspannt. Er löschte das Licht und wartete einen Moment lang, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann näherte er sich der Leiche, griff tastend nach dem Spiess, stützte den Kopf des Mannes mit der andern Hand und zog das Metall vorsichtig heraus, lehnte es an die Badewanne, worauf dieser jedoch wegrutschte und zu Boden stürzte. Anschliessend drehte er sich zum Fenster, ging leicht in die Knie, legte den Leichenkopf über die linke Schulter, umarmte den Rumpf, zog ihn über die eigene Brust und ging ein paar Schritte rückwärts. Darauf fiel das rechte Bein des Leichnams in die Badewanne und das linke zu Boden. Schliesslich legte er die Leiche behutsam ganz in die Wanne, ging wieder zum Fenster und schloss es; die Storen verdeckten von aussen das Loch in der Fensterscheibe. Kurz darauf bog ein Auto in den Weg neben dem Wohnblock ein und parkierte gegenüber seinem Badezimmer. Er blieb stehen, bis die Schritte der siebzehnjährigen Tochter der Nachbarin im Korridor zu hören waren und die Wohnungstür der Nachbarn geöffnet und geschlossen wurde – vom Badezimmer aus konnte er durch den Türspion das Erlöschen der Lampe im Gang feststellen. Er machte erneut Licht und sah sich die Leiche genauer an: ein ihm unbekannter, gutaussehender, intelligent wirkender, etwa 50jähriger Mann, 175 cm gross mit länglichem Gesicht und noch zu später Stunde gut rasiert.

Erst jetzt spürte er ein Brennen an der rechten Fusssohle und sah die Glasscherben auf dem Boden. Daraufhin nahm er aus der Schublade unter dem Lavabo ein Pflaster und eine Pinzette, versorgte die kleine Wunde am Fuss und zog sich die Badefinken an, darauf holte er Besen und Schaufel, mit denen er vorerst die Glassplitter wegkehrte.

Dann wandte er sich wiederum der Leiche zu: Mit einem Waschlappen wusch er dem Mann das Gesicht ab, zog ihm die Kapuze und Regenschutz, die Wäsche und die Stiefel aus, badete ihn mit dem lauwarmen Wasser der Brause und trocknete ihn ab; dabei fielen ihm die schön geordneten und noch ganz gesunden Zähne des Mannes und an beiden Seiten der Nasenwurzel offenbar gezupfte Augenbrauen auf und dass sich bei fehlender Brustbehaarung ein dünner Haarstreifen vom Nabel zur Schambeinfuge zog. Anschliessend brachte er aus der Küche das Fleischmesser und das Brotbrett, führte an der

Leiche sorgfältig einen Schnitt vom Schwertfortsatz bis zum Nabel aus, spülte die Klinge ab und führte entlang des rechten Rippenbogens einen zweiten Schnitt bis Mittellinie, klappte den Hautzipfel hoch und verschaffte sich Zugang zur Bauchhöhle. Dann befreite er die Leber von den Bändern und Gefässen, nahm sie heraus, spülte sie mit dem Wasser und legte sie auf das Brett, zerteilte mit einem Schnitt den rechten Lappen und legte den Rest in den Bauch des Leichnams zurück. Es wurde eine schlaflose, aber ertragreiche Nacht, der er noch einen freien Tag anhängte.

Am Donnerstag, zwei Tage nach jener Nacht, rief der Lehrer jene Kollegin an, mit der er sich so gerne über Kunst und Wirtschaft unterhielt beziehungsweise sich von ihr unterrichten liess. Sie war zu Hause und hatte Lust, zum Trödelwarengeschäft im Nachbarkanton mitzufahren. Er kaufte sich dort eine bemalte Tasse für drei Franken fünfzig und sie sich ein Heftlein für 20 Rappen. Zum Vergnügen der beiden und als eine weitere Gelegenheit, miteinander leidenschaftlich über alles, was Geld betraf, und ihre Wünsche – die Kollegin hätte gerne einmal ein renommiertes Restaurant gehabt, konnte sich aber von ihren Liegenschaften nicht trennen bzw. zum Verkauf entschliessen, um ihren Wunsch zu erfüllen – zu diskutieren, gehörte auch nach jedem Besuch einer Ausstellung oder eines Antiquitätsgeschäftes ein gemeinsames Essen, das einmal in einem guten Restaurant oder Hotel, ein anderes Mal bei ihr oder bei ihm zu Hause eingenommen wurde. Was er nie vergessen konnte – und ihm nach vielen Jahren gar unwahrscheinlich vorkam –, war der Umstand, dass sie ihm einmal eine Suppe mit einem zwei Jahre alten Datum aus der Kühltruhe servierte; natürlich gab es auch ab und zu frisch zubereitetes Essen, aber ebenjene Suppe war ihm als Erinnerung an die kleine, federgewichtige, sehr sparsame, nicht attraktive, dafür kluge und unterhaltsame Kollegin, welche schliesslich nach dem Millionenerbe vorzeitig mit dem Arbeiten aufhörte und eine Leere bei ihm zurückliess, lebendig geblieben. An jenem Spätnachmittag lud er sie zu sich zum Abendessen ein.

Das Kochen hatte er während der Junggejahrenjahre mit der Zeit zum Hobby gemacht, und sie besuchte mit fünfzig Jahren noch jeden Sommer in einem anderen Hotel Kochkurse, so dass man die beiden zu Recht als Feinschmecker bezeichnen könnte. Als er in der Küche mit der Zubereitung des Essens beschäftigt war, fragte die Kollegin, ein Buch über Perserteppiche in der Hand: «Was gibt's Gutes heute abend?»,

worauf er verschmitzt antwortete: «Etwas, was Sie» – sie siezten sich trotz langjähriger Zusammenarbeit und freundschaftlicher Beziehung noch immer – «bis jetzt in dieser Qualität nicht gegessen haben: nämlich feinglasierte, geschnetzelte Leber mit Morchelsauce mit Zitronengeschmack, als Beilage amerikanischen Wildreis, zubereitet auf persische Art. Dazu Acker-salatblätter und in Scheiben geschnittene Radieschen mit Schafkäse und Baumnuss, ohne Sauce!» Der erste Gang bestand aus einer Schale Joghurt mit feingeschnittenem Schnittlauch, geraffelter Gurke, acht Rosinen, gewürzt mit frischem Dill, Pfeffer, Salz, Knoblauch und verziert mit Safran, Pistazienkernen und zerkleinerten getrockneten Rosenblättern. Getrunken wurde ein sieben Jahre alter Walliser Rotwein. Zum Nachtmahl gab es wie immer Obst, gefolgt von Schwarztee und Törtchen. Es wurde wieder einmal ein guter Abend, obschon sie wie gewohnt wenig trank.

In den Wohnblöcken und auf dem umgebenden Gelände gab es nichts, was der neue Hauswart nicht ändern wollte, und es gab nichts, das in irgendeiner Weise seine Aufmerksamkeit nicht erregte. Das Altpapier, das man ein Jahrzehnt lang unter der Treppe zum Keller deponiert hatte, bis es abgeholt wurde, stellte er, bevor er sich den Mietern vorgestellt hatte, vor die Wohnungstür mit der Auflage, das Altpapier gehöre in das Kellerabteil des einzelnen Mieters, bis ein spezieller Raum dafür bestimmt worden sei. Die Kinderfahrräder, welche bis dahin in den Hauseingängen, also im Parterre, abgestellt wurden, brachte er, ohne darüber mit den Eltern der Kinder gesprochen zu haben, unter die Stiegen im Untergeschoss, wo früher das Altpapier gelagert worden war. Ein neues Merkblatt mit neuen Regeln und Anordnungen bekam man zunächst per Post, dann wurde es in wesentlich gekürzter Form an der Tafel im Waschraum und im Eingang der Wohnhäuser angeschlagen. Den Zementblock, der das Vorfahren der Autos direkt vor die Haustür verhindert hatte, ersetzte er sinnvollerweise durch eine meterhohe verstellbare Metallstange, die, mit fluoreszierenden Reflektoren markiert, dem Zusammenstoss in der Dunkelheit mit dem Hindernis vorbeugte. Andererseits wartete man lange, bis der Rasen vor dem Wohnblock, wenn auch vorerst unfachmännisch, gemäht wurde.

Die ersten Monate nach jedem Stelleneintritt ist für alle Parteien eine mühsame und orientierende Zeit. Nach anfänglichen Umständen mit dem Hauswart erwies sich dieser bald als ein tüchtiger und pflichtbewusster Mann, der durch

seine freundliche Hilfsbereitschaft das Vertrauen und die Sympathie der kleinen Gemeinschaft der Mieter genoss. Er montierte beispielsweise auf Wunsch einer einzigen Hausfrau unverzüglich ein zusätzliches Hängegestell für die Wäsche – und räumte damit ein konflikträchtiges Problem der Hausfrauen aus dem Weg – und liess ohne langes Zögern die defekten Storen reparieren. Schnell eingearbeitet und versiert, hatte er nach einigen Monaten seine Aufgaben voll im Griff: Er verschaffte sich einen genauen und umfassenden Überblick und Information über sein Tätigkeitsgebiet: Er prägte sich unter anderem sämtliche Fahrräder und Autos der Bewohner der aus vier Blöcken bestehenden, auf beiden Seiten eines Plattenweges erbauten Wohnsiedlung ein und wusste, was wem gehörte. Kurzum: Er speicherte wie ein Computer alle Daten der beweglichen und unbeweglichen Gegenstände seines Arbeitsterrains. Deswegen wunderte es nicht, dass er sich seit ein paar Wochen mit der Existenz und Herkunft eines Fahrrads mit ausserkantonaler Nummer beschäftigte, das vor dem Wohnhaus Nummer sechs im Fahrge- stell eingestellt war und von niemandem benutzt wurde.

Die Sondierungen bei den Einwohnern bestätigten seine Vermutung: Es handelte sich dabei um ein verlegtes und fremdes Fahrrad. Er meldete dies gemäss den Regeln der Polizeistelle seiner Gemeinde, die sich aufgrund der Nummer ihrerseits mit der zuständigen Polizeistelle im benachbarten Kanton in Verbindung setzte. Bald stellte sich heraus, dass das Fahrrad einem Mann gehörte, der seit Wochen als vermisst galt und dessen Auto man auf einem Parkplatz des Städtchens nahe dem Dorf, in dem das Fahrrad entdeckt worden war, ebenfalls gefunden hatte.

Es bedeutete für den Polizeibeamten in der Gemeinde des als vermisst Gemeldeten keine intellektuelle Anstrengung, zwischen den beiden Verkehrsmitteln und dem Vermissten eine Verbindung herzustellen. Es war aber auch der erste Fall seiner siebenjährigen Laufbahn, bei dem er ohne eigenes Zutun schon vier Wochen nach der Vermisstmeldung auf den vermutlich letzten Aufenthaltsort des Mannes gestossen war. Das Dorf im benachbarten Kanton, in dem die letzte Spur festgestellt worden war, wurde für

den Polizeibeamten Moser, der später nicht zuletzt wegen dieses Falls Kriminalbeamter wurde, eine Pilgerstätte und Sackgasse zugleich, dem er inoffiziell Besuch erstattete. Er konnte als Polizist ausserkantonale nicht aktiv werden und tauchte ab und zu als sozusagen Privatperson bei seinem Kollegen und Freund Häberli auf, den er vom Militärdienst her kannte. Hans Moser, der damals bei der Leichenschau der Physikerin mit dem Regierungsstatthalter und dem Amtsarzt anwesend war, interessierte sich nicht nur seiner Pflicht wegen für den Fall Z. Er hatte die Physikerin, lange bevor sie mit dem Vermissten verheiratet war, gekannt. Sie war damalige Schulkollegin, um deren Hand er später vergeblich gebeten hatte. Moser hatte zwar kein Glück, mit der geliebten Schulkollegin gemeinsam das Leben zu verbringen und alt zu werden, vergessen hatte er sie aber nie. Wie oft hatte er in den letzten zehn Jahren mit einem Seufzer an sie gedacht, vor allem dann, wenn er mit seiner Frau nicht zufrieden war. Jammerschade, hatte er sich jeweils gesagt und dabei gedacht: Wenn sie mich nur damals geheiratet hätte. Er hatte ihr nach ihrem Hinschied das letzte Geleit gegeben, und nach ihrer Bestattung war er so gestimmt, als ob ein verwüsteter, verbrannter Flecken in der Landschaft seiner Gefühle entstanden wäre. Dennoch begleitete ihn die Erinnerung an die Verstorbene mit einer fast verschwommenen Erwartung, über deren Herkunft und Zweck er sich im unklaren war. Somit war die letzte Spur des Vermissten für Moser auch die letzte Spur der Geliebten. Auf seine Initiative hin liess die zuständige Polizeistelle die Kriminalbeamten des Kantons an den Fundort des Fahrrads kommen, obwohl angesichts der Sachlage dafür kein triftiger Grund bestand. Die Beamten besichtigten den Ort, fotografierten, führten Messungen durch, entnahmen Bodenproben und stellten Fingerabdrücke sicher. Alles umsonst, auch die sorgfältige Befragung der Bewohner brachte die Untersuchung nicht vom Fleck; keiner hatte jemals einen Mann namens H. P. Z., dessen Foto man gleichzeitig jedem vorsetzte, gesehen. Ein Aufruf zur Mithilfe in den Lokalzeitungen und eine polizeiliche Durchsage im Fernsehen mit der Bitte um sachdienliche Informationen blieben fruchtlos.